

## Buchbesprechungen

MÁRIA NOVOTNÁ

### DIE ÄXTE UND BEILE IN DER SLOWAKEI

*Prähistorische Bronzefunde, Abteilung IX, Bd. 3 (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1970) 112 S. 56 Taf. 1 Karte*

Der Behandlung der einzelnen Beiltypen stellt die Verfasserin eine gründliche Einleitung voran, in der sie, unter Verarbeitung der gesamten einschlägigen Literatur, einen Abriss aller Bronzezeitkulturen auf slowakischem Boden gibt, denen die in der Materialvorlage behandelten Äxte und Beile entstammen. Diese Rahmenschilderung ist um so begrüßenswerter, als sie stets den kulturellen Verknüpfungen des slowakischen Raumes mit den Kulturen der angrenzenden Gebiete gerecht wird. In der anschließenden Vorlage des Fundstoffes wird, beginnend mit den schmalen endneolithischen Kupferbeilen, jede einzelne Axt- bzw. Beilform in Grundform und Variationsbreite geschildert. Dieser Beschreibung folgt die Zusammenstellung aller Fundorte mit Angabe der Museen und der Literatur. Eine Deutung der Funktion des Gerättyps und eine sorgfältige Untersuchung der Zeitstellung und der Verbreitung schließen sich an.

Im Rahmen der Ausführungen über die Kupferflachbeile vom Typ Altheim vertritt die Verfasserin unter Hinweis auf die schalenförmige Gußform von Vučedol die Ansicht, daß diese Beile in einteiliger Gußform hergestellt worden seien. Der Rezensent meint, daß diese technologische Frage noch keineswegs als geklärt betrachtet werden darf. Die vorgeschichtliche Fachliteratur schleppt seit ihren frühen Tagen den Begriff des „offenen Gusses“ oder „offenen Herdgusses“ mit sich, ohne je der Frage nachgegangen zu sein, ob denn diese Deutung überhaupt eine Wahrscheinlichkeit für sich habe. Hierzu einige Bemerkungen:

Zum Guß muß die Form erhitzt werden, wobei es ohne Bedeutung ist, ob diese aus Stein oder Ton besteht. Gießt man in eine Form, wie etwa die von der Verfasserin erwähnte Flachbeilform aus Vučedol, bei waagerechter Stellung der Form, aus einem Tiegel flüssiges Metall ein, so wird sie bei Kontakt mit dem wesentlich wärmeren Gußmetall dazu neigen, eine gewisse Menge Gas abzugeben. Dieses steigt bei Annahme der waagerechten Lage der „einteiligen“ Form durch das Metall vertikal auf und führt an der „offenen“ Seite bei der Erstarrung des Metalls zu einer Porosität der Oberfläche. Hierbei soll der Frage nicht nachgegangen werden, ob das Metall bei dieser Verfahrensweise überhaupt den Konturen der „Formschale“ wirklich genau folgen und diese ausfüllen würde. Deckt man aber eine Formschale der Vučedoler Art mit einer ebenen Platte ab, so kann man die Form in vertikaler Stellung in der Holzkohleglut gut und vor allem gleichmäßig



erwärmen. Der Einguß des Metalls erfolgt an der Nackenpartie des Beiles, wobei entstehende Gasperlen aufsteigen und beim Erstarren nicht im geplanten Gußstück, sondern im Gußzapfen des Eingusses gefangen werden. Fraglos ist dieses Vorgehen besser geeignet, Fehlgüsse zu vermeiden. Hier kann natürlich nicht die Frage entschieden werden, ob eine Schalenform des Vučedol-Typs mit einer durch Tonverstrich abgedichteten Steinplatte verschlossen wurde oder durch eine anmodellierete Fläche aus weichem Ton, die nach dem Trocknen mit der Form vor dem Guß erhitzt wurde. Auf jeden Fall aber mußte die Form abgedichtet werden. Ich neige zu der Annahme, daß sie voll mit Lehm ummantelt wurde, wie dies für die urnenfelderzeitliche Gußtechnik bezeugt ist.

Wir besitzen gute Zeugen für diese Ausführungen im mitteleuropäischen Fundgut, nur wurden sie bisher nicht hinreichend beachtet und ausgewertet. Hier sei nur ein Beispiel aufgeführt. Zu dem aus dem Ende der Frühbronzezeit stammenden Hortfund von Soběchleby in Böhmen gehört neben späten Randleistenbeilen, Ösenhalsringen und einer mitteldeutschen Armspirale ein plumpes Beil, das keinerlei Randleisten aufweist, das aber in der Seitenansicht auf der einen Bahnseite stark konvex, auf der anderen völlig eben ist. Hinzu kommt eine noch völlig stumpfe, unbearbeitete Schneide<sup>1)</sup>.

Dieses Beil ist in einer Form aus Stein oder Ton gegossen worden, die im wesentlichen technisch der von Vučedol entsprach. Sie wurde vor dem Guß flach abgedeckt und natürlich mit Ton abgedichtet oder voll ummantelt. Unser Beil ist also ein Gußrohling, der wahrscheinlich zu einem Randleistenbeil weiterverarbeitet werden sollte. Es ist freilich zuzugeben, daß heute die technischen Gußprobleme noch nicht als voll abgeklärt gelten können. Als besonders schmerzlich müssen wir es in diesem Zusammenhang betrachten, daß für die Herstellung der eindeutig endneolithischen kupfernen Hammer- und Hakenäxte bisher auch nicht der geringste Fund als Zeuge angeführt werden kann. In der Literatur wurde gelegentlich an Kaltschmieden gedacht, ein Gedanke, der in Anbetracht der Materialquantität und der Formung dieser Stücke außer Betracht bleiben muß. Natürlich ist hier an Guß zu denken. Bevor wir nicht mit Schnitten und Mikro-Strukturuntersuchungen Klarheit schaffen, muß jede Vermutung müßig erscheinen.

Die der sehr sorgfältigen Aufgliederung der genannten frühen Hackenformen angeschlossene Funktionsdeutung der Verfasserin darf nicht unwidersprochen bleiben. An eine Verwendung der Kreuzäxte zur Förderung von „Kupfererz, Gold oder Salz und anderen Mineralien“ darf doch wohl nicht gedacht werden. Wenn wir in dem recht gut erforschten Kupfererzbergbau der Alpen (z. B. Mitterberg) immer wieder beobachten, daß man weithin mit steinernen Geräten auskam, hat die genannte Deutung spätneolithischer Kupfergeräte als Bergbau-Gezähe kaum einige Wahrscheinlichkeit für sich.

Es muß in äußerstes Erstaunen setzen, daß wir sowohl in den kupfernen Schaftlochhacken wie in den Schaftlochäxten, etwa des Typs Stublo, frühen Metallerzeugnissen mit Schaftloch begegnen. Den reinen Formgeschichtler mag ein Vergleich einer steinernen

<sup>1)</sup> J. Schráníl, *Studie o vzniku kultury bronzové v Čechách* (1921) Taf. VI, 7.



Schaftlochaxt mit einer kupfernen Axt befriedigen, nicht jedoch den Technologen; denn bei der ersteren wird das Schaftloch durch Bohren, also durch eine abhebende Technik erzeugt, bei der zweiten aber durch Guß, also durch Verformung des Materials. Eine bedeutende Phase in der Geschichte der Technik trennt beide Arbeitsweisen. Die Herstellung des Schaftloches im Guß fordert den Einsatz eines Formkerns. Wenn wir auch – wie weiter oben schon gesagt – zu den Kreuzhacken bisher keine Formreste kennen, so verfügen wir für die frühen Schaftlochäxte über eine erfreuliche Zahl von Gußformen. Sie sind, wie nicht anders zu erwarten, zweiteilig, mit halbzyklindrischen Ausnehmungen für die Halterung des Schaftlochkerns<sup>2)</sup>. Es steht ganz außer Frage, daß Gestalt und Gußtechnik der Schaftlochäxte, und zwar sowohl der Form Mozsolics A wie B, aus einem Gebiet nach Mitteleuropa gelangt sein müssen, das sich mit Südrußland/Kaukasus/Kleinasien nur andeuten läßt. Diese, aus weiter Entfernung stammende Einwirkung, die wir für ihre Frühzeit vielleicht mit dem Erscheinen von Metallprospektoren im Donaauraum erklären dürfen, ist keine zeitlich kurz begrenzte Erscheinung. Die Schaftlochaxt der Typen Mozsolics A und B ist ganz sicher recht langlebig gewesen. Die Verfasserin fügt sich der allgemein heute geltenden Fachmeinung, nach der die Äxte wesentlich in das Endneolithikum bzw. in den Übergang zur Frühbronzezeit zu datieren seien. Ein nicht unerheblicher Anteil der Gesamtzahl dieser Äxte entbehrt aber klar datierender Beifunde. Das Depot von Stublo in Wolhynien<sup>3)</sup> mit seinen zwei Äxten des Typs Mozsolics B und mit einigen Weidenblattohrringen mit Mittelrippe wird gern als Beleg für einen frühen Zeitansatz in Anspruch genommen. Man sollte sich jedoch der Tatsache bewußt sein, daß über die endgültige Datierung jener Kulturen des polnisch-schlesisch-slowakisch-ukrainischen Raumes, wo solche Weidenblattohrringe vorkommen, noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, und daß so manche Argumente für einen jüngeren Zeitansatz sprechen, als er bisher üblich ist. Zumindest für die Äxte des Typs Mozsolics B muß jedenfalls an eine längere Lebensdauer gedacht werden. Hier gibt das Inventar des Grabes 21 von Koban, das im Wiener Naturhist. Museum aufbewahrt wird, zu denken. Eine Axt der genannten Form wird von einem triangulären Dolch und zwei Violinbogenfibeln begleitet.

Auf jeden Fall ist die Entwicklung der karpatenländischen Schaftlochäxte nur unter Bindung an die verwandten Äxte des Ostens zu verstehen. Besonders deutlich läßt dies eine

2) Hierzu nur einige Beispiele: Nagy Sándor Gem. Pécska-Szemlak: *Dolgozatok* 3, 1912, 38 Abb. 67, 5; 2 gleiche *ebd.* 32 Abb. 56; — Madarovec-Malinovec. Formbruchstück im Arch. Inst. Nitra; — Vattina: *Arch. Ért.* 19, 1899, 153 Taf. I, 5 a. b; B. Hänsel, *Beiträge zur Chronologie der mittleren Bronzezeit im Karpatenbecken* (1968) Taf. 13, 23; — Hügel 8 bei Dorf Kalinowka (Wolgograder Gebiet)

1. Hälfte 2. Jahrt.: 2 Tonformen mit Kernzapfen: *Historische Schätze aus der Sowjetunion. Ausstellungskatalog 1967 Villa Hügel, Essen* Nr. 88; M. Gimbutas, *Bronze age cultures in Central and Eastern Europe* (1965) 548 Fig. 369, A, 1 bis 5; — Rainberg b. Salzburg: R. Pittioni, *Urgesch. d. österreichischen Raumes* (1954) 353 Abb. 251.

3) *Eurasia Septentrionalis Antiqua* 4, 1929, 135 ff.



als Einzelfund aus Nitra stammende Axt mit plumpem Nackenknopf erkennen (M. Novotná Taf. 8, 149). Ein selbst in den drei Längsrippen der Axtbahnen nahezu identisches Stück wurde im Nordkaukasus gefunden<sup>4</sup>), von wo auch weitere Äxte mit Nackenknopf und Rippung bekannt wurden<sup>5</sup>). Die von schweren Rippen begleitete konkave Schweifung der oberen und unteren Schaftlochmündung, die im Karpatenland von den Axtformen Mozsolics C übernommen werden, finden sich in Verbindung mit einem gut ausgebildeten Nackenknopf an einer Axt aus Ras Shamra<sup>6</sup>). Ein ähnlich nagelkopfartiger Nackenknopf, den eine schlanke Axt mit abwärts leicht verlängerter Schaftöhle aus Varear-Vakuf trägt<sup>7</sup>), läßt sich nur in Verbindung mit Erscheinungen wie bei der genannten Axt aus Ras Shamra verstehen. Eben die gleiche syrische Axt trägt am Nacken beidseits je zwei kleine warzenartige Buckel. Solche Buckel, die den donauländischen Beilen sonst fremd sind, begegnen auch auf Äxten von Hajdúsámson<sup>8</sup>), aus Batta<sup>9</sup>), „Ungarn“<sup>10</sup>) und Kyškovice<sup>11</sup>).

In diesem Zusammenhang sei kurz auf ein Ärmchenbeil mit schlankem, meißelartigem Oberteil eingegangen (M. Novotná Taf. 11, 211 A), zu dem bisher aus der Slowakei kein vergleichbarer Fund vorliegt und von dem die Verfasserin meint, daß ein Zusammenhang mit den Ärmchenbeilen der mykenischen Kultur nicht auszuschließen sei. Der Rezensent glaubt, daß dieses Beil in den gleichen südrussisch-kleinasiatischen Zusammenhang gehört, wie die zuvor besprochenen Schaftlochäxte. In einem nordiranischen Fund wird ein gleiches Ärmchenbeil von einer Schaftlochaxt begleitet<sup>12</sup>). Auch aus Caesarea wurde ein sehr ähnliches Stück bekannt<sup>13</sup>), und in Borgustanskaja im Nordkaukasus fand sich ein schlankes Ärmchenbeil zusammen mit einer Schaftlochaxt mit geripptem Kopfteil und Nackenknopf<sup>14</sup>). Die Annahme östlichen Ursprungs für das Ärmchenbeil von Gánovce wird auch gestützt durch den Fund von Fajsz, in dem sich drei Schaftlochäxte der Form Mozsolics A zusammen fanden mit zwei schlanken Meißeln mit Hohlschneide, deren einer die gleichen zipfelförmigen Ärmchen besitzt wie das Beil von Gánovce<sup>15</sup>). Der Hortfund von Brünn-Líšeň mit seinen beiden Beilen vom Typ

4) Gimbutas, *a. a. O.* (s. Anm. 2) 511 Fig. 345,4.

5) Pitsunde, Westkaukasus und Borgustanskaja, Nordkaukasus: Gimbutas, *a. a. O.* (s. Anm. 2) 512 Fig. 347, 2—3; 511 Fig. 344; — Kuban: J. Deshayes, *Les outils de bronze, de l'Indus au Danube* (1960) Taf. 27,5; — Faskau, Zentral-Kaukasus: Gimbutas, *a. a. O.* 66 Fig. 29,11.

6) C. F. A. Schaeffer, *Ugaritica 2*, (1949) 50 Fig. 18, 15.

7) Varear-Vakuf (jetzt Makonjeć-grad) Mus. Sarajewo. Nachweis Fr. Holste.

8) A. Mozsolics, *Bronzefunde des Karpatenbeckens* (1967) 216—217 Taf. 10 bis 11; Hänsel, *a. a. O.* (s. Anm. 2) Taf. 5, 4—11.

9) *Arch. Ért.* 22, 1902, 425 Abb. 1.

10) J. Hampel, *Altertümer der Bronzezeit in Ungarn* (1887) Taf. 81, 1; — *Jahrb. RGZM* 1, 1954, 90 Abb. 27, 3.

11) J. Filip, *Pravěké Československo* (1948) Taf. 27,8. — *Jahresschr. für mitteldeutsche Vorgesch.* 35, 1951, 69 Abb. 8.

12) Talyche Persan: C. F. A. Schaeffer, *Stratigraphie comparée et chronologie de l'Asie Occidentale* (1948) Taf. LIX; — Gimbutas *a. a. O.* (s. Anm. 2) 54 Abb. 20, 1. 4.

13) Deshayes, *a. a. O.* (s. Anm. 5) Taf. 14, 13.

14) Gimbutas, *a. a. O.* (s. Anm. 2) 511 Fig. 344.

15) *Arch. Ért.* 23, 1903, 427 Abb. 4 a.



Stublo enthält ebenfalls einen schlanken Meißel mit Hohlschneide, der dem ärmchenlosen Exemplar von Fajsz sehr stark ähnelt<sup>16)</sup>. Solche schlanken Hohlmeißel wurden gleichfalls in Kleinasien gefunden<sup>17)</sup>.

Die Datierung der Schaftlochäxte bereitet noch einige Schwierigkeiten, da ein nicht unbeträchtlicher Anteil der slowakischen Schaftlochäxte aus Einzelfunden besteht. Ein zu früher Zeitansatz scheint dem Rezensenten nicht empfehlenswert. Die Masse ist fraglos frühbronzezeitlich, und es dürften nicht nur die komplizierteren Entwicklungen der Typen Mozsolics C und D Anschluß an den Horizont Hajdúsámson finden.

Auf die Vorlage der verschiedenen Formen der Schaftlochäxte folgen die Randleistenbeile, die im wesentlichen nach der Gestaltung ihres Nackens in Typengruppen geschieden werden. Hier seien nur einige Bemerkungen zu den „Randleistenbeilen mit spitzem Nacken,“ d. h. mit gewinkelt dachförmigem Nacken, angeschlossen.

Jeder Untersuchung bronzezeitlicher Beile sollte ein Hinweis auf die formverändernde Wirkung des Nachschärfens durch Dengeln während der z. T. langen Nutzungszeit vorangestellt werden. So manche Beile, die sich heute im Umriß stark voneinander unterscheiden, sahen einmal beim Verlassen der Herstellungswerkstatt nahezu gleich aus. Die am Original nicht selten noch erkennbaren Spuren nachträglicher Formänderung können beim Umzeichnen nach Skizzen oder Photographien nicht dargestellt werden. Man sollte daher im Katalog jeweils kurz erwähnen, wieweit ein Beil Spuren von Abnutzung oder formverändernder Nacharbeitung trägt.

In der Spätphase der Košťany-Kultur erscheinen gedrungene Randleistenbeile mit nur schwach konvex geschweiften Seiten. Der Nacken ist besonders hoch gewinkelt. Die Verfasserin bildet ein typisches Exemplar aus Grab 47 von Věchsvátých ab. Allerdings wurde hierbei die mittlere der drei Seitenfacetten zu schmal wiedergegeben. Das ist insofern bedauerlich, als die in etwa gleichbreiten drei Seitenfacetten ein untrügliches und charakteristisches Element für die Übergangsphase der frühen zur mittleren Bronzezeit sind. Die Verfasserin stellt leider ein völlig gleiches Beil aus Grab 15 von Košťany zu den Randleistenbeilen mit flachem Nacken und bogenförmiger Schneide. Auch dieses Beil trägt an den Seiten drei Facetten. Das ehemals ganz sicher hoch-dreieckige Nackenende ist abgebrochen, doch zeigen die Randleistenenden kurz vor der Bruchstelle noch den Knick, der zur lang ausgezogenen Nackenzunge absetzte. In der Zeichnung Taf. 10, 190 ist dieses Indiz leider nicht wiedergegeben. Beide genannten Beile von Věchsvátých und Košťany werden von späten Dolchklingen mit flach rhombischem Querschnitt begleitet. Die Zusammenstellung von Dolch und Beil ist eine für die mittlere Bronzezeit charakteristische Waffenkombination. In diesen Ausklang der Frühbronzezeit gehört auch ein kaum geschweiftes Randleistenbeil aus Streda nad Bodrogom. In seiner zeichnerischen Wiedergabe auf Taf. 9, 176 wurden leider die drei Seitenfacetten weggelassen.

16) *Památky Arch.* 47, 1956, 237 Abb. 1, 2.

17) Das RGZM besitzt einen solchen schlanken Meißel mit Hohlschneide aus Nordpersien.



Die Absatzbeile werden von der Verfasserin in mehrere Typen untergliedert, deren ältesten das „böhmische“ Absatzbeil darstellt, während die Absatzbeile mit gerader Rast bis in die jüngere Bronzezeit hinein vorkommen. Gerade die Absatzbeile wie auch die nachfolgend behandelten Lappenbeile haben im Laufe langen Gebrauches ihren Umriß häufig stark verändert. Auch hier gilt der bereits bei den Randleistenbeilen geäußerte Wunsch nach Aufnahme diesbezüglicher Beobachtungen in den Fundkatalog.

Die Verfasserin nimmt bei Aufgliederung der mittelständigen Lappenbeile an, daß die älteren unter ihnen in den schlanken Formen mit niedrigen Lappen, schwachem waagrechttem Absatz und geradem oder leicht bogenförmigem Nacken zu suchen seien. Sie stellt jedoch fest, daß die ältesten mittelständigen Lappenbeile, wie sie aus den mittelbronzezeitlichen Grabfunden von Gmunden und Wimsbach in Oberösterreich bekannt sind, einstweilen in der Slowakei noch nicht vertreten seien, obwohl der Gießfund von Želiezovce eine Form für ein solches Beil enthält. Dem kann der Rezensent nicht beipflichten. Einige der als Einzelfunde von der Verfasserin vorgelegten Beile können durchaus der mittleren Bronzezeit entstammen, auch wenn sich unter ihnen kein verziertes Stück befindet. Das schlanke mittelständige Lappenbeil erscheint im Bereich der süddeutschen und böhmischen Hügelgräberbronzezeit bereits in der Stufe Reinecke B. Diese Stücke tragen häufig auf den Seiten im Bereich der Lappen reiche Verzierung. Hierfür sei als Beispiel ein solches Beil aus Heumaden bei Stuttgart angeführt, das im Lappenbereich die gleiche sanduhrartige Verzierung trägt wie zeitgleiche Nadeln mit geschwellenem und gelochtem Schaft<sup>18)</sup>. Der westböhmische Hortfund von Smedrovo enthält neben einem gleichfalls verzierten Beil und Absatzmeißeln eine Nadel mit gewelltem vierkantigem Schaft<sup>19)</sup>. An dem frühen Aufkommen der mittelständigen Lappenbeile ist also nicht zu zweifeln, und die Gußform von Želiezovce beweist ja, daß man solche Beile auch in der Slowakei in der mittleren Bronzezeit fertigte. Aber es spricht manches dafür, daß diese Beilform, die ihre größte Beliebtheit erst in der jüngeren Bronzezeit erlebt, ursprünglich in der süddeutsch-böhmischen Hügelgräberkultur beheimatet ist.

Im Rahmen der mittelständigen Lappenbeile erwähnt die Verfasserin auch die von O. Kytlicová Knovízertyp benannten Beile, zu denen ein slowakisches Stück unbekanntes Fundortes zu rechnen ist (Taf. 17, 323). Ich meine, daß diese Beilform aufs stärkste von den böhmischen Absatzbeilen her geprägt ist, denen sie im Gesamttyp stark ähnelt. Es erschien mir sinnvoll, diese Beile in den Rahmen der Absatzbeile zu stellen, weil diese Zuordnung auch den inneren Zusammenhang mit der späten Hügelgräberkultur andeutet.

Die oberständigen Lappenbeile deutet die Verfasserin wie die mittelständigen Lappen-

18) G. Kraft, *Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland* (1926) Taf. 6, 3.

19) E. Čujanová-Jílková, *Mittelbronzezeitliche*

*Hügelgräberfelder in Westböhmen* (1970) Abb. 19, 1.



beile als Waffen, was in dieser Ausschließlichkeit für beide Typen keinesfalls zutreffen kann, zumal wenn man zu dieser Gruppe auch die normalen oberständigen Lappenbeile mit Öse stellt (Taf. 18, 334), die ganz sicher als die allgemeinen Arbeitsbeile der Stufe Hallstatt B aufzufassen sind.

Zur Vorlage der Schafttröhrenäxte, der Nackenscheibenäxte und der Doppelarmknäufe erübrigt sich ein Kommentar, da diese Formen in jüngster Zeit von mehreren Autoren bearbeitet worden sind.

Den umfangreichen Fundstoff der slowakischen Tüllenbeilfunde gliedert die Verfasserin nach Form und Verzierung in zahlreiche einzelne Typengruppen, wobei dahingestellt bleiben mag, ob die typologische Zusammenstellung mancher Stücke immer als geglückt angesehen werden kann.

Sicher trifft zu, daß im allgemeinen die jüngsten Tüllenbeile meist nur geringe Größe besitzen und daß ihnen oft die Öse fehlt. Ob das kleine, stark geschweifte fundortlose Tüllenbeil aus dem Museum Piešťany wirklich aus der Slowakei stammt, scheint dem Rezensenten fraglich. Es handelt sich hier um ein für die norddeutsch-skandinavische frühe Eisenzeit typisches Beilchen.

Auf den letzten Tafeln sind geschlossene Funde mit charakteristischen Beilen abgebildet, die einem manches Nachschlagen in der Literatur ersparen. Sehr begrüßenswert ist die Ausstattung des Buches mit einer Karte, in die alle in der Arbeit genannten Fundorte eingetragen sind.

Die Verfasserin hat den heute bekannten Fundstoff in in- und ausländischen Museen weitestgehend erfaßt und verarbeitet. Es ist nur zu bedauern, daß sie einige ihr bekannte Stücke nicht mit abbilden konnte, da sie deren Publikation nicht vorgreifen durfte. Das schmälert aber nicht den Wert der sorgfältigen und kenntnisreichen Arbeit, die für jeden Interessenten donauländischer Bronzezeit eine Fundgrube ist.

HANS-JÜRGEN HUNDT